

**Gottes Zorn, - eine mecklenburgische Friedenspredigt von Theodor Kliefoth 1871
am Dom zu Schwerin**

Martin Grahl, Riga 2009

**Die evangelischen Kriegspredigten zum Deutsch-Französischen Krieg in
Deutschland**

Im Ersten Weltkrieg 1916 hat Paul Piechowski, der zu seiner Enttäuschung nicht als Kriegsfreiwilliger dienen konnte, seine Lizentiatswürde in Königsberg mit einer Untersuchung zu den Predigten des Krieges von 1870/71 erworben. Das Ziel der Arbeit war, herauszustellen, welchen Beitrag jene Predigten zur Geschichte der Homiletik geleistet hatten. Er stellte heraus, welche Worte die Pastoren jener Zeit gefunden hatten zu den aktuellen Ereignissen, wie sie die Theologie in Bezug auf die Kriegssituation entfaltet hatten. Er suchte nach Lehrstücken für die aktuellen Kriegspredigten im Ersten Weltkrieg. Im Zentrum seiner Untersuchung finden sich denn auch thesenartig die Kernsätze, die uns heute zum Problem geworden sind. Nur einige Beispiele: „Der Krieg zerstört allen ungesunden Individualismus, er zwingt zu sozialem Denken und Empfinden, zu einmütigem Zusammenraffen aller nationalen Kräfte, zur höchsten Steigerung der Vaterlandsliebe.“¹ „Die nationale Erhebung hat ein Besinnen auf den Eigenwert und damit eine Förderung des Glaubens an den deutschen Beruf (*in der Weltgeschichte M.G.*) zur Folge.“² „Die Religion wird als Quelle nationaler Kraft gewertet.“³ Der Krieg erscheint als Offenbarer der Herrlichkeit und Gerechtigkeit Gottes und wird zum Erzieher des Volkes. Die Gebote seien im Krieg gewissermaßen ausgesetzt und den Gang Jesu zum Kreuz setzte er dem Heldentum der Soldaten parallel.

Theologisch interessant ist an der Arbeit, wie hier die Herausbildung einer theologischen Grundrichtung geschildert wird, die sich nicht ohne Weiteres auf eine Theologie eines Universitätsprofessors zurückführen lässt. Die Predigten sind als Reaktion auf eine aktuelle Situation entstanden, zu der obrigkeitliche Erwartung ebenso gehörten wie Amtsverständnis und massive Erwartungen an den Inhalt der Predigten von Seiten des Volkes. Vom Ausland belächelt begann die Geschichte dieser Predigten mit der staatlichen Aufforderung, im Sommer 1870 vor Kriegsbeginn einen Buß- und Betttag zu gestalten. Dies war der Beginn der Kriegspredigten, - mit dem Thema der Buße. Am Ende standen dann die Siegespredigten, Dankgottesdienste.

Piechowski hat aber doch auch wahrgenommen, dass es neben den kriegsbegeisterten und zum Heldentum motivierenden Predigten andere Stimmen gab. Die Predigt von Kliefoth vom Neujahrstage 1871 führte er im Literaturverzeichnis zwar auf, erwähnte sie aber in der Arbeit nicht mit einem Wort. Als Gegenspieler der liberal geprägten Kriegspredigtentwicklung, die an die nationale Erweckung von 1810 und weniger an den Predigten von 1866 anknüpfte,

¹ a.a.O. S. 62

² ebenda S. 65

³ ebenda S.73

erscheinen vor allem die konservativen Lutheraner. Erwähnt wird als kritische Stimme Adolph von Harleß (1806-1879), der als Theologe Kliefoth sehr nahe stand und Oberkirchenratspräsident in Bayern war. Von ihm argwöhnte man, er würde den Sieg der Feinde wünschen⁴. Einen eher preußenfeindlichen Grund, sich kritisch in Predigten zum Krieg zu äußern, sah Piechowski bei den hessischen Predigern Jakob Wilhelm Phillip Vilmar (1804-1884, Bruder von August Vilmar) und anderen dort, die dann wegen unpatriotischen Verhaltens strafversetzt wurden. Rektor Carl Gittermann in Esens, Führer des Protestantenvereins in Ostfriesland, musste wegen seines Predigens 30 Thaler Strafe zahlen und durfte hinfort nicht mehr predigen.⁵ In Marburg zog eine „lärmende, johlende Menge“ vor das Haus des Superintendenten Kümmel und Pfarrers Kolbe, weil sie nicht patriotisch gepredigt hätten.⁶

Immer wieder wird Adolph Zahn (1834-1900) von Piechowski erwähnt und zitiert, reformierter Prediger in Halle. Er zeichnete sich durch fundamentale Kriegskritik aus, war ein heftiger Gegner der katholischen Kirche, was ihn auch zu so einem Satz verleitete: „Das römische Frankreich ist in Wahrheit ein Aas.“⁷ Abgesehen von klarer Ablehnung jeder Form von Kriegsbegeisterung und nationalen Gefühlen, ist allein durch die Zitate, die wir bei Piechowski lesen können keine theologische Ausrichtung Zahns erkennbar. Auch hier müsste weiter geforscht werden.

Dies ist überhaupt der grundlegende Mangel der Untersuchung von Piechowski. Er erwähnte zwar die Minderheit der „anderen“ Predigten, untersuchte sie aber nicht theologisch. Er ist ja nach seiner Aufgabenstellung nicht daran interessiert gewesen, was die Kriegskritiker zu vermelden hatten. Sie stellten sich ihm als ein Versagen dar, weil sie es seiner Ansicht nach nicht vermochten, der aktuellen Situation gerecht zu werden und den nötigen Nationalismus vermissen ließen.

Günter Brakelmann hat in seinem Aufsatz „Kirche und Krieg“ von 1976 die Kriegspredigten des Deutsch-Französischen Krieges sehr erhellend in den historischen Kontext gestellt, aber auch bei ihm findet man noch keine Untersuchung zu den Predigten, die nicht mit dem Mainstream konform gingen. Das ist mithin eine noch zu leistende Aufgabe. Dieser Aufsatz mag dazu ein erster Beitrag sein.

Um im Kontext der Arbeit Piechowskis das Ergebnis vorwegzunehmen: Viele der Gedankengänge der beiden hier besprochenen Predigten Kliefoths sind auch in Predigten seiner Zeitgenossen zu finden, aber in kaum einer anderen Predigt sind sie vielleicht so konsequent und einheitlich formuliert und gipfeln in einer Haltung, die an die Grundsätze einer modernen Militärseelsorge gemahnt. Die Deutung des Krieges als Gottes Zorn war allgemeine Ansicht vieler Prediger, was auch durch den Kasus des verordneten Buß- und Bettages nahe lag. Aber die meisten Prediger wussten diesen Grundgedanken so zu wenden, dass an der Rechtmäßigkeit und ethischen Vertretbarkeit des Kriegszuges bis hin zur Heldenverehrung kein Zweifel bestand.

⁴ ebenda S. 53

⁵ Carl Gittermann, nach dem ein Gymnasium in Esens heute benannt ist, spielte eine Sonderrolle, die eigene Untersuchungen wert wären.

⁶ Piechowski S. 50ff.

⁷ Bei Piechowski S. 58f.

Was Kliefoths Predigt weiterhin auszeichnet, ist die Einbettung in sein umfassendes theologisches Denken. In Hessen wäre er mit so einer Predigt vermutlich beim Konsistorium angezeigt worden, wäre er ein einfacher Pfarrer gewesen. In Marburg wäre wie bei Superintendent Kümmel der Mob vor dem Fenster aufgezogen. In Schwerin ist Kliefoth vermutlich „nur“ in Ungnade gefallen.

Eine Friedenspredigt im Krieg

Es ist viel geschrieben worden über die Kriegspredigten des Ersten Weltkrieges. Die Segnungen der Kanonen ist der Kirche ebenso zu Vorwurf gemacht worden wie das Koppelschloss der deutschen Soldaten mit der Aufschrift „Gott mit uns“. Die „Deutschen Christen“ sind mit ihrer völkischen „Theologie“ dem Irrweg einer Ideologie gefolgt, die sich als verbrecherisch in höchstem Ausmaß erwies. Sie knüpften an den nationalistischen Predigten der Kriege an. Herrschaftsverhältnisse sind durch Religion untermauert worden und Kritik am Christentum wurde immer wieder mit berechtigter Kritik an seiner unseligen politischen Rolle begründet. Das Erschrecken des Romanhelden in Döblins Roman „November 1918“ darüber, dass er plötzlich unter den ehemaligen Frontsoldaten sich als Christ unter Heiden befand, hatte eben auch damit zu tun, wie die Feldprediger den Krieg gedeutet hatten.⁸

Kann Theologie aber überhaupt unpolitisch sein? Die Trennung von Kirche und Staat verweist nicht auf einen unpolitischen Charakter von Kirche, sondern zeigt zunächst nur das Problem ihrer Verquickung auf. Eine „politische Theologie“, die Politik als Abteilung der Theologie verstehen will, muss in Irrtum abgleiten. Ebenso wenig lässt sich Theologie in Politik einordnen. Jesus hat allerdings gesagt, dass wir dem Kaiser geben sollten, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist. Aber das dürfen wir nicht dahin gehend missverstehen, dass wir das als eine Unabhängigkeit und Autonomie des jeweils Herrschenden Gott gegenüber nehmen sollten, wie Paulus in Römer 13 unterstreicht. 1871 machten Christen einen deutschen König ausgerechnet in Frankreich zum Kaiser, ein äußerst unangemessener und folgenreicher Hegemonialanspruch für Europa. Das Wahlrecht des Volkes wurde ausgebaut, - das war eine völlig andere Konstellation als die von Jesus und seinen Jüngern im besetzten Israel jener Zeiten, bzw. von Paulus im spätantiken römischen Reich. Während der Apostel versuchte zu verstehen, wie sich die Botschaft des Messias unter den Völkern verstehen ließ, benutzten die Mächtigen das Christentum als Legitimation ihres Imperialismus, indem sie sich Vorsehung predigen ließen.

Die Predigt Theodor Kliefoths von 1871 ist keine Kriegspredigt, die das Deutsche Vaterland bejubelte oder verklärte, im Gegenteil. Sie ist eine seltene Stimme grundsätzlicher Kritik und eine prophetische Warnung.

⁸ Vgl. dazu auch den Aufsatz „Der kubistische Krieg“ von Stephen Kern, in dem anschaulich analysiert wird, welch völlig neuen Charakter der 1. Weltkrieg trug. Vgl. dazu auch die Deutung des 1. Weltkrieges als Revolution bei Rosenstock-Huussy. Angesichts des technischen Charakters des Töten in Verdun, der im 2. Weltkrieg noch völlig andere Dimensionen annehmen sollte, erscheinen die von Piechowski herausgestellten Muster einer Kriegshomiletik als glatte Täuschung und sind absolut unglaubwürdig.

Bekannt in Kirchenkreisen ist das Erlebnis des späteren Pazifisten Henri Barbusse aus dem Ersten Weltkrieg, der davon berichtete, wie ein Pilot von oben, gewissermaßen aus der Perspektive Gottes, sieht, wie man an der deutsch-französischen Front am Sonntag auf beiden Seiten Feldgottesdienste abhielt, um am Montag wieder aufeinander einzuschießen. Inzwischen halten sich die Armeen nicht mal mehr an die alten religiösen Feuerpausen und bomben auch zu Weihnachten. Die israelische Hinrichtungsaktion gegen Terroristen unter der Führung von Ehud Barak nannte sich „Zorn Gottes“. Vor dem Abflug des Bombers auf Hiroshima am betete der lutherische amerikanische Feldgeistliche am 6. August 1945: „Allmächtiger Vater, der Du die Gebete jener erhörst, die Dich lieben, wir bitten Dich, denen beizustehen, die sich in die Höhen Deines Himmels wagen und den Kampf bis zu unseren Feinden vortragen. [...] Wir bitten Dich, dass das Ende dieses Krieges nun bald kommt und dass wir wieder einmal Frieden auf Erden haben. Mögen die Männer, die in dieser Nacht den Flug unternehmen, sicher in Deiner Hut sein, und mögen sie unversehrt zu uns zurückkehren. Wir werden im Vertrauen auf Dich weiter unseren Weg gehen; denn wir wissen, dass wir jetzt und für alle Ewigkeit unter Deinem Schutz stehen. Amen.“ Auch wenn es dem Pfarrer nicht bekannt gewesen sein mag, welche radioaktiven Wirkungen diese Bombe haben sollte, er wusste, dass dieser Bombe immense Vernichtungskraft innewohnte. Allen Christen, denen Gewaltanwendungen aufgetragen sind, stehen in sehr ernst zu nehmenden Konflikten. Ihnen einfach zu sagen: Gott wolle das so, ist unverantwortlich.

Die großen Diktaturen des 20. Jahrhunderts gaben sich auf ihre Weise religiös. Die Nationalsozialisten erfanden Mythen und errichteten Weihestätten. In den kommunistischen Ländern gab es Personenkult und pseudoreligiöse Rituale waren unantastbar. Die verbrecherische Verbindung von Religion und Gewalt ist keine Geschichte der Vergangenheit. Und wenn man heute danach sucht, die Werte in der Gesellschaft religiös zu untermauern, dann betrifft das eben nicht nur Fragen der Erziehung und Bioethik, sondern auch der Armee, Außen- oder Atompolitik.

Ist die Rolle der Kirche die des Pazifismus? Im kommunistischen Ostdeutschland schien dies einfach. Als Alternativen betrachtete man die bedrohlichen Staatsarmeen des Ostblocks und die auf sie gerichteten Raketen der NATO oder „Frieden schaffen ohne Waffen“. Militärische Auseinandersetzung erschien in keiner Weise als irgendwie hilfreich oder sinnvoll. Bei der deutschen Wiedervereinigung entbrannte folglich ein innerkirchlicher Streit um die Legitimität der Soldatenseelsorge, die man im Osten als theologische Rechtfertigung staatlicher Gewalt verstand.

Die Predigt von Kliefoth war kein pazifistisches Manifest, auch wenn sie dem (späteren) Pazifismus weit näher steht als christlich-nationalen Kriegspredigten. Aber sie ist äußerst bemerkenswert, und soll hier anlässlich des 200. Geburtstages dieses außergewöhnlichen Mannes neu ins Gedächtnis gerufen werden. Kliefoth hielt sie am Neujahrstage 1871 im Dom zu Schwerin und ließ sie als Spendenaktion drucken „für die Familien der im Felde stehenden Mecklenburger“. Es war eine der letzten Predigten Kliefoths, die gedruckt wurden, obwohl er damals gerade einmal

60 Jahre alt war. Es spricht Einiges dafür, dass er es sich mit dieser Predigt mit seinem Großherzog verdorben hatte. Auf dem Denkmal zur Feier des Deutsch-Französischen Krieges im Burggarten jedenfalls ist er nicht zu sehen, obgleich ihm das dem Rang nach als Oberkirchenratspräsident wohl zugestanden hätte.

Der Zeitpunkt

Mecklenburg befand sich im Krieg. Es hatte bis dahin Selbstständigkeit bewahrt als kleiner deutscher Staat neben dem wachsenden und immer mächtiger werdenden Preußen. Man stand dem großen Nachbarn nicht feindlich gegenüber, schließlich war der Oheim des regierenden Großherzogs der König von Preußen. Aber Mecklenburg blieb unabhängiger Bundesstaat. Als Mitglied des Norddeutschen Bundes sandte auch Friedrich Franz II. Truppen in den Krieg gegen Frankreich.

Wie war es zum Krieg gekommen? Umgekehrt wie bei dem späteren Weltkrieg, hatte Frankreich den Krieg erklärt, wenn auch freilich provoziert durch einen Schachzug Bismarcks, von dem es auch in Geschichtsbüchern heißt, er habe das alles so geplant und den Krieg hervorlocken wollen. Der Grund des Krieges lag in einer Regierungskrise Frankreichs und war für die Pläne Bismarcks willkommener Anlass für den entscheidenden Schritt hin zur Deutschen Einheit unter der Hegemonie Preußens. Napoleon III. fürchtete um seinen Thron. In einem Plebiszit wurde erfragt, ob das Volk an dem Kaisertum und seiner Regierung festhalten wolle. Die große Mehrheit stimmte zu. Napoleon war erleichtert, allerdings wurde so einmal mehr deutlich, dass er nur ein Kaiser durch Volkes Gnaden war. Sein Kaisertum war überhaupt ein Königtum besonderer Art. Es gab bis zur Französischen Revolution in Europa zwei Kaiser, - die nach Norden hin verschobenen Kaiserlinien von West- und Ostrom, nun der russische Zar und der Kaiser von Österreich. Letzterer freilich repräsentierte auch nicht mehr übergreifende westeuropäische Ansprüche, diese Ordnung war endgültig mit der Auflösung des Reichskammergerichtes im Jahre 1806 zerbrochen. Die späteren Mittelmächte Deutschland und Italien waren im Sommer 1870 noch Konglomerate von Kleinstaaten. Erst infolge des Deutsch-Französischen Krieges wurden sie zu europäischen Großmächten.

Als 1870 Spanien einen Thronfolger suchte, verfielen sie auf Erbprinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen. Napoleon III. nutzte die Gelegenheit, um von innenpolitischen Spannungen abzulenken und sich als europäischer Machthaber zu erweisen. Er erhob Einspruch gegen diese Thronfolge, weil er dadurch Frankreich als bedroht ansah, gleich der alten Spannungslage des 16. Jahrhunderts im Konflikt zwischen Franz I. und Kaiser Karl V. Spanien und Österreich unter einer Krone könnten wieder zu einer europäischen beherrschenden Macht werden, die Frankreich gewissermaßen drohend umgab. Die Kandidatur des Erbprinzen wurde zurückgenommen, aber das reichte Napoleon III. nicht. In Bad Ems kam es zu einem Treffen mit Bismarck, wo die französische Seite eine andauernde Verzichtserklärung auf solche Kandidatur forderte. Bismarck ließ diese Forderung zusammengekürzt so veröffentlichen, dass daraus eine Provokation wurde.

Napoleon sah sich gezwungen, eine Kriegserklärung am 19. Juli 1870 folgen zu lassen. Die diplomatischen Auseinandersetzungen erschienen wie Ehrenhändel der Nationen.

Aber auch auf deutscher Seite hatte der Krieg eine innenpolitische Seite. Nach Zollunion und Norddeutschem Bund tendierte die Politik zu einem vereinigten Deutschland unter der Hegemonie Preußens. Die süddeutschen Staaten hatten sich nur noch nicht dem Norddeutschen Bund angeschlossen. Es ging um große Ziele, als Preußen dann die Kriegserklärung annahm und die Truppen sammelte. Es kam gar nicht erst zu einem französischen Vordringen auf preußischen Boden. Der Krieg bestand im Einmarsch der deutschen Truppen in Frankreich. Am 1. September 1870 besiegten die deutschen Truppen unter Helmut von Moltke die französische Armee bei Sedan. In Berlin schmückte man das Brandenburger Tor einen Tag danach mit den Worten: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung“. Nach diesem schnellen Sieg, bei dem Napoleon III. gefangen genommen wurde, begann sich die Geschichte zu ziehen. Moltke wollte Paris nicht beschießen. Er belagerte die Hauptstadt und wollte sie aushungern. Er wollte keinen schnellen militärischen Sieg, sondern sprach von „Extermination“. Er wollte eine völlige Niederlage Frankreichs.

Frankreich selbst bildete derweil unter Adolphe Thiers eine neue Regierung ohne Kaiser und König. Am 4. September wurde die III. Republik ausgerufen. Die Mehrheit im französischen Volk wollte den Krieg nicht beenden, sondern forderte die Weiterführung des Krieges. In dieser Situation befand man sich, als Kliefoth im Schweriner Dom seine Predigt hielt.

Keine drei Wochen später wurde am 18. Januar in Versailles Wilhelm I. zum Deutschen Kaiser gekrönt. Der Tag des Sieges von Sedan sollte bis zum ersten Weltkrieg der Nationalfeiertag Deutschlands werden. Im Frühjahr 1871 brach in Paris der Aufstand los, die Pariser Commune, die man uns im sozialistischen Schulsystem der DDR als erste kommunistische Revolution darstellte. Der Aufstand der Bürger von Paris wurde unter deutschem Schutz und Stillhalten von der neuen französischen Regierung blutig niedergeschlagen. Frankreich wurde nach dem Krieg zu der ungeheuren Summe von 5 Milliarden Franc Reparationszahlung verurteilt. Man sieht sich an die überzogenen Forderungen nach dem ersten Weltkrieg des Versailler Vertrages erinnert. Deutschland hielt die Ostprovinzen Frankreichs als Garantie für diese Zahlungen besetzt. Elsass kam zu Deutschland. Das Kleinstaatengewirr östlich des Rheins war zum Nationalstaat geworden, ebenso wie Italien unter Garibaldi.

Die beiden Siege gegen Frankreich 1813 und 1871 waren entscheidende Schritte für die Entstehung des deutschen Nationalstaates, - eine Nation, ein Land, ein Staat. Das Nationalbewusstsein war wesentlicher Faktor für die Demokratisierung des Landes. Nun regierte nicht eine Familie von Gottes Gnaden, sondern mit ihm das Volk, definiert als das deutsche. Geburt spielte auch in dieser ersten Form der Demokratie eine herausragende Rolle. Aber der Grund war gelegt. Die Rechtsordnung der Weimarer Republik und damit auch des Grundgesetzes beruhen auf der Bismarcks. Andererseits waren auch die Gefahren offenkundig: Wie

Preußen in Deutschland, erstrebte von nun an Deutschland eine Vormachtstellung in Europa und der Welt. Es erstarkte der Nationalismus, der andere Nationen für minderwertig erachtete. Um sich im bekannten Muster des Marxismus von der Geschichte als Klassenkampf auszudrücken: Die Geschichte erschien als Kampf und Wettstreit der Nationen.

Der Oberkirchenratspräsident

Theodor Kliefoth war ein begnadeter Prediger. Seine Predigtbände erlebten mehrere Auflagen. Zudem spielte er eine entscheidende und führende Rolle in dem Konvent der lutherischen Landeskirchen, die sich zunächst vor allem in der Frage der Liturgie näher kamen. Kliefoth war selbst der Verfasser einer mehrbändigen Liturgiegeschichte und arbeitete am „Cantionale“, der umfangreichsten und qualitativ wertvollsten lutherischen Agende deutscher Sprache im 19. Jahrhundert. Auf ihn gingen die Bildung und Ausgestaltung des mecklenburgischen Oberkirchenrates zurück. Er brachte in einer Art zweiter Reformation die Landeskirche zu einer beachtlichen Blüte. Das war auch dem glücklichen Umstand zu verdanken, dass er als ehemaliger Erzieher des regierenden Großherzogs eine persönliche Vertrauensstellung zum Landesherren besaß.

Theologisch beschäftigte sich Kliefoth mit den apokalyptischen Büchern der Heiligen Schrift und schrieb umfangreiche und sehr detaillierte wissenschaftliche Kommentare zu Ezechiel, Daniel, Sacharja und der Offenbarung des Johannes. Später sollte er dann als Alterswerk gar eine „Christliche Eschatologie“ veröffentlichen. Das Wirken Gottes in der Geschichte war also sein Lebensthema. Und das war auch der Grund für sein liturgisches Interesse, denn der Gottesdienst ist der Ort der Verkündigung des Gotteswortes. Während Philosophen und Theologen damals darüber spekulierten, wie Gott oder das Absolute die Geschichte von oben oder innen her lenkte, galt das Interesse Kliefoths der Liturgie, in der Gott die sündige Menschheit mit seinem heilenden Wort konfrontierte.

Auf Theodor Kliefoth und den Erlanger Professor Gottfried Thomasius ging die Bildung des Begriffes „Heilsgeschichte“ zurück.⁹ Und eben mit Erlangen lag er auch in Auseinandersetzung. Eine Streitschrift von mehreren hundert Seiten verfasste Kliefoth gegen J. Chr. K. von Hofmann, dem er vorwarf, eine spekulative Geschichtstheologie zu vertreten, die seiner Ansicht nach an entscheidendem Punkt von der rechten Lehre abwich. Kliefoth hatte auch „Bücher von der Kirche“ geschrieben. Die erste Hälfte davon erschien 1854 Die zweite Hälfte wurde nie veröffentlicht, und es sind auch bis dato keine Manuskripte dazu aufgetaucht. Aber der Inhalt wäre äußerst interessant gewesen, denn es sollte um eben die Geschichte der Kirche als „Reich Gottes in der Zeit“ gehen, mit anderen Worten um eine

⁹ Meines Wissens ist diese Diskussion noch nicht am Ende. Meine Dissertation zu Kliefoth konnte dafür nur ein Beitrag sein. Als sicher darf gelten, dass zum Ende der Dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts von etlichen Theologen im deutschen Sprachraum der Gedanke einer Heilsgeschichte reflektiert wurde. Angeregt wurde die Diskussion durch die Definition P. K. Marheineke (1780-1946) der Kirche als „Reich Gottes in der Zeit“ und den deutschen Idealismus. Ähnliche Gedanken finden sich auch bei Franz von Baader (1765-1841).

Geschichtstheologie, die sich erklärter Maßen nicht spekulativ verstand. Kliefoth war weder Vertreter von Fortschrittsideen, noch sah er sich als Unglücksprophet eines schleichenden Niedergangs.

Dieser bemerkenswerte Mann lebte also in der Landeshauptstadt Schwerin, hatte gerade 1869 als Musterbau einer evangelisch-lutherischen Kirche die Schweriner St. Paulskirche im hochkirchlichen Stil bauen lassen und ging als Oberkirchenratspräsident aus Großherzogs Gnaden seinem 61. Geburtstag am 18. Januar 1871 entgegen. Aber es war Krieg. Und er gefiel sich nicht in Heldenverehrung und Kriegsverherrlichung, - wie seine theologischen Gegner von Hofmann und Baumgarten, die den Nationalismus auch noch theologisch begründeten. Seine Predigt wurde nicht in der Schlosskapelle gehalten, sondern im Dom, der ersten Kirche der Landes, zum Volk gesprochen. Der Prediger war nicht irgendein Stadtpastor, sondern der Oberkirchenratspräsident, der höchste Geistliche des Landes.

Die Predigt am Neujahrstag

Im Folgenden möchte ich die Predigt zusammengefasst vorstellen:¹⁰

Nach dem Friedensgruß und dem Vaterunser verlas Theodor Kliefoth den Predigttext zum Tage Lukas 2, 21 von Jesu Beschneidung und Namensgebung: Das Kind wurde Jesus genannt, wie zuvor vom Engel bestimmt.

Ein Neujahrmorgen ist das Grab aller entschwundenen Jahre und Pforte aller künftigen. Er ist das Band, das Vergangenheit und Zukunft verbindet, lebendige wirkliche Gegenwart. So muss das Gegenwärtige sich in Tröstung und Stärke bergen. Danach zu suchen, findet dieser Gottesdienst statt. Er ist gewissermaßen eine Stunde zwischen den Zeiten. Haben wir etwas, was unberührt ist vom Wechsel der Zeiten und unsere Hoffnung sein kann?

Gottes Volk ist so alt wie die Erde und hat schon oft solche Momente gehabt. Das war auch so am Tag von Jesu Beschneidung, damals ein finsterner, schwerer, banger Tag. Die Herrlichkeit des König Davids war dahin. Seine letzte Sprossin fand für ihr neugeborenes Kind eine Futterkrippe. Das Land war vom heidnischen Kaiser mit dem Schwert geschlagen und er durfte es schätzen. Herodes war der König von seinen Gnaden. Er war es auch der alle Kinder von Bethlehem um dieses Kindes willen tötete. Die stolze Vergangenheit des Landes war dahin gesunken, die Zukunft aussichtslos, die Gegenwart arm.

So blieb Hanna und Simeon nur, im Tempel auf die Verheißung Gottes zu warten. Gott nun hat den Neujahrstag zum Namenstag Jesu gemacht. In diesem reichen und lieben Jesusnamen sollten aller Menschen Geschlechter selig werden. In seinem Namen wird der Strom der Zeit in das Meer der Ewigkeit münden. Im tiefsten Elend ist der höchste Trost gefunden worden.

Es stand um jenen Neujahrstag noch schwerer als um den aktuellen 1871. Allerdings haben wir selbst noch keinen schwereren gesehen. Das dürfen wir Gott klagen. Die verschwundenen Jahre sind wie ein tiefer Strom, der viele liebe Dinge

¹⁰ Meines Wissens existiert nur noch ein Exemplar der Predigt in der Mecklenburgischen Landesbibliothek.

in sein stilles Bett hinunterzieht. Die kommenden Jahre sind gleich einem verschlossenen Schoß, in dem die schweren wie die leichten Lose beschlossen liegen. Trauer und Sorge, Furcht und Hoffnung gehören darum zu diesem Tag. Doch nun ist es anders, - neben die persönliche Dimension kommt: „Heute hat Gott seine heimsuchende Hand schwer auf das Ganze unseres Volkes gelegt; heute ringt unseres Volkes ganze Kraft im schweren, blutigen Kriege um unseres Volkes ganzen Bestand, ... nicht bloß um Eines sondern um Alles fragt die Sorge des heutigen Neujahrstages.“

Es ist doch anders gekommen, als wir es uns vor einem halben Jahr gedacht hatten. Wir waren zum Ausbruch des Krieges begeistert. Wir haben, getröstet von unserm Recht, unserer Kraft, bewusst nur an Glück und Erfolg und Sieg gedacht, „da wollten wir es nicht wissen, wollten wir es nicht hören, dass jeder Krieg, auch der gerechte, auch der siegreiche, ein Gericht und Strafe Gottes auch über den gerechten Sieger wäre. Jetzt ist's von Allem sehr stille bei uns geworden. Jetzt zählen wir die Erschlagenen unseres Volkes; jetzt gehen wir in Trauerkleidern selber, oder weinen wenigstens mit den Weinenden;...jetzt jammert uns der zertretenen Erde, und wenn's auch durch Gottes Verschonung nicht unser eigenes Land traf, doch jammert uns der zertretenen schönen Gotteserde. Jetzt haben wir's erfahren, dass der Krieg eine Geißel ist, die Gott über den Völkern schwingt in seinem Zorn, und dass diese Geißel, wo sie trifft, das Kleine wie das Große und den Teil wie das Ganze und den Sieger wie den Besiegten trifft.“ Möge es ein Ende des Blutvergießens geben. Unser Gebet gilt dem Frieden. Der stille, edle Friede ist die gütigste Gabe des gütigsten Gottes, bester Schatz der Herzen, reichster Segen der Häuser, starker Nährer der Völker, milder heiliger Friede. Und wenn er kommt, was wird er bringen?

Wir wollen es laut sagen und uns dessen nicht schämen: Wir sind aus Kriegslustigen bekehrt worden zu Friedfertigen, wie der Herr gesagt: Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Das hat er nicht nur den einzelnen Menschen vom Herzensfrieden gesagt, sondern „auch zu den Königen von dem Frieden der Völker.“ Er ist der Völker Hirte und der Könige König ewig. Er hat keine Lust an der Zerfleischung und an der Zertretung, sondern will, dass die Brüder fein lieblich bei einander wohnen.

Grund zur Hoffnung auf Frieden haben wir nicht nur, weil auf die Nacht der Tag folgt, sondern weil bei Gott das Gebet um Frieden gehört wird. „Es ist mit dem Frieden wie mit dem Heil und mit der Sünden Vergebung und mit dem ewigen Leben, es ist der Friede ein so reines, edles, Gott gefälliges Gut, dass Gott es nie versagt dem, der darum bittet.“ So wird wohl in diesem Jahr auch bald Friede werden.

Aber dieser Friede möge auch gesegnet sein, was werden wir aus diesem Segen machen? Selbst von Glück, Reichtum und Freude, diesen Gottesgaben, wissen Menschen oft genug keinen guten Gebrauch zu machen. Es gehören zu den Gottesgaben nicht nur Gottes gebende Hände, sondern auch unsere nehmenden, damit Segen nicht unter der Hand zum Fluch wird. Was also wird uns der Frieden bringen?

Die Angehörigen mögen der Todesgefahr entronnen sein, möglichst auch siegreich heimkehren, und des Sieges Preis könnte des Volkes erhöhtes Wohl sein. Man könnte wieder ruhig in seinen Hütten wohnen. Das möge sich das Volk gefallen lassen, - in Demut. In stillem Wesen möge man dann danach streben, seinen gottgegebenen Beruf zu erfüllen, der darin besteht, Gott zu dienen. Man sei dann also Vorbild und Lehrer unter den Völkern in allem, was göttlich und gut und lieblich ist.

Aber Sieg berauscht auch und schwellt die Herzen der Völker in Übermut. Das Volk könnte auch erfasst werden von Hochmut und dem Wahn der Größe. Man könnte Gottes vergessen und verlernen, sich vor ihm zu beugen. Es könnte seine Größe anbeten und zum Schrecken der Völker ringsum werden. Der Segen wäre verloren. Statt dessen soll das Volk sich sein Haus auf göttlichem Grund dauerhaft bauen, „damit wir Alle unter dem Schutz des Rechtes, im Wohlstand, und in Gottesfurcht, in edler Zucht, in heiliger Sitte darin leben.“

Es könnte aber auch sein, dass Glück nur begehrllich macht, Gelingen Gier weckt. Es könnten an den Sieg schrankenlose Hoffnungen und ungemessene Begehungen geknüpft werden. Übertriebene Forderungen und Nichtgewähren, innerer Hader, Zwietracht und Aufruhr könnten das Land zerreißen.

Es ist zu hoffen, dass die Männer heil wieder kommen, aber es gibt die noch bängere Frage und Sorge: Werden sie auch innerlich so beschaffen sein, dass wir sie mit Liebe und Freude an unsere Herzen schließen wollen? Sie könnten frommer und gereifter wiederkehren, darin kann man wachsen, in der Erfahrung des sich preisgeben Müssens. Man lernt so seine Ohnmacht kennen, wie in Sünde und Schuld, das lehrt beten, glauben, hoffen und lieben. Das lehrt die Welt verachten und das Ewige gewinnen.

Aber möglich ist auch das Gegenteil: „Krieg ist ein raues Handwerk; mit Feuer und Schwert führt er sich aus; töten, schaden, nehmen ist seine unselige Arbeit.“ Das verhärtet das Gemüt, stumpft das Herz, bricht die Zucht, verwildert die Sitten, wenn nicht Gottes Wort und Gebet ins Mittel treten und sie behüten. Die Männer können anders wiederkommen, als sie gegangen waren.

Zwischen uns und unserm Rechtun steht die Sünde, und mit unserer Macht ist darum nichts getan. Wer also wird zwischen uns und unsere Sünde treten, damit Segen Segen bleibt? Wir müssen den Männern helfen, dass sie unverletzten Gewissens wieder kommen können. Christus muss das Volk bewahren.

Der Jesusname ist der Stern ewiger Hoffnung, er war es zu tausenden Malen in dunklen Nächten und heißen Tagen als Leuchte und Stab. Denn diesen Namen hat kein Mensch, sondern Gott gegeben: „Der wird sein Volk selig machen von ihren Sünden.“ Er ist den „Menschen gesetzt zum Arzt ihrer Sünden und zum Wirker alles Heiles.“ Er tritt zwischen uns und unsere Sünde. Er „wird uns und unseren Kriegern und unserm Volke die guten Gedanken, den weisen Rat, den heiligen Willen ins Herz geben; der wird uns führen wie ein Hirt seine Herde.“

„Sein Volk“ bedeutet, dass unser Volk auch sein Volk bleiben muss. Unser Volk bliebe nicht Gottes Volk, wenn es diesen Weg verlässt, sonst würden wir der Sünde Raub trotz Sieg und Siegespreis. So verfielen wir sicher dem gewissen Verderben.

Es folgt ein langes, zusammenfassendes Gebet, in dem es unter anderem heißt:
Wir danken Dir auch dafür, „dass Du uns in dieser letzten schweren Zeit heimgesucht hast mit Schwert und Krieg und harter Hand. Denn wir haben's jetzt wohl erkannt, wir haben's abgelesen von den todesblassen Stirnen unserer Lieben, wir haben's bitter geschmeckt in unseren und unserer Nächsten Tränen, dass Du die Völker züchtigst und ihre Sünden heimsuchst, wenn Du des Krieges Wut über sie entfesselst. Aber der Du züchtigst die Du lieb hast und heimsuchst die Du suchst, wir kommen vor Dein Angesicht in Jesu Namen, und bitten um unserer Sünden Vergebung und um die Wiederkehr Deiner Gnade.“
Gott ging im Krieg ins Gericht mit seinen Knechten. Die Bitte um Frieden ist höher denn die um den Sieg.

Das theologische Grundmuster

Es ist hier nicht der Ort, die gesamte Struktur der Theologie Theodor Kliefoths zu entfalten. In der Predigt leuchtet aber ein sehr einfaches und nachvollziehbares Muster auf, das sich ohne Bruch in das umfangreiche Denken dieses Theologen fügt und wie für jede gute Predigt das Komplexe einfach auszudrücken weiß. Predigt bewegt sich in zwei Kontexten, - der Theologie und der historischen Realität, oder in anderer Konstellation gedacht, zwischen Bibel und Frömmigkeit des Einzelnen, im Dialog von Gott und Mensch. Das war die liturgische Auffassung von Predigt bei Kliefoth: Die Predigt verstand er als Stimme der Verkündigung und als Stimme der Gemeinde, als sakramental und sakrifiziell. Gott kommt mit seinem Wort zu den Menschen, und der Mensch tritt mit seinen Sorgen und Ängsten, seinem Glauben und Hoffen vor Gott. Nehmen und Geben sind das Grundmuster der Theologie Kliefoths, wie G. Kehnscherper bereits herausgearbeitet hatte. Und damit sind wir auch schon mitten in der Predigt selbst, denn daraus erwächst die Spannung der Ansprache: Gott gibt, aber es ist an dem Menschen, diesen Segen auch zu ergreifen und nicht in Fluch umzuwandeln.

Der Mensch steht von vornherein unter Gottes Gnade, ist immer schon als Kreatur der Empfangende. Aber es schiebt sich die Sünde dazwischen. Der Mensch steht beständig in der Versuchung, den empfangenen Segen in Fluch umzuwandeln, zum Sünder zu werden. Der „Zorn Gottes“ wurzelt also wesentlich im Menschen und ist ihm zuzuschreiben. Gott reagiert auf die Sünde des Menschen zweifach, im Bild gesprochen: einmal nach der Sünde und einmal zuvor. Zum einen reagiert Gott dadurch, dass er die Konsequenzen der Sünde aufweist und ihre Wirkung auf den Verursacher der Schuld zurückprallen lässt. Eine Untat an einem anderen Menschen trifft nicht nur diesen, sondern auch den Täter selbst. Das ist Teil des Strafhandelns Gottes, sein Zorn. Damit gibt er dem Menschen eine neue Chance, zwingt ihn nachzudenken, zur Besinnung zu kommen und fordert ihn mit harter Hand zur Umkehr. Aber Gott interveniert auch ganz anders, indem er sich durch die Vergebung der Sünde schützend und behütend zwischen Mensch und Sünde schiebt. Das ist das Heilshandeln der Gnade und des Evangeliums. Gott löst den zwanghaften Zusammenhang des Menschen mit seiner Sünde, den Drang, sich des

Guten zu überheben und daraus das Böse werden zu lassen. Siehe, ihr gedachtet es böse zu tun, aber Gott gedachte es gut zu machen (1. Mose 50,20). Dafür ist Christus in die Welt gekommen, um die Sünder zu heilen.

Bemerkenswert ist die Ausrichtung dieser Lehre von Sünde und Vergebung. Sie zielt auf das Kommende. Ihr Hauptgewicht liegt nicht so sehr auf dem Aspekt der Abrechnung für das Geschehene, als vielmehr auf der Versöhnung und dem Verhalten in der Zukunft. Um es modern auszudrücken: Die Aufarbeitung des Vergangenen ist Voraussetzung für den Frieden, der in unserer Verantwortung liegt. Ihm dienen Wahrheit, Zorn und Gnade Gottes.

In diesem Muster sah Kliefoth auch den Komplex des Deutsch-Französischen Krieges. Er ließ sich nicht dadurch abirren, dass er sich als Deutscher auf einer Kriegseite befand. Auch Frankreich ist Gottes Erde. Gott gegenüber stehen der Einzelne, die Menschheit und die Völker. Und ob ein Volk Gottes Volk ist, zeigt sich jeweils neu daran, ob es dem Willen Gottes entspricht. Das Volk Gottes ist die Gemeinschaft von Brüdern (und Schwestern) in den Völkern der Welt. Kliefoth hat nicht erst das Nationale und dann das Volk Gottes gesehen, sondern umgekehrt.

Für uns ist das eine völlig normale Sicht der Dinge geworden, und sie entspricht unserer Ansicht nach auch dem, was wir in der Bibel vorfinden. Damals aber war das hart gegen den Strich des öffentlichen Denkens gebürstet. Wer sprach schon öffentlich von den Franzosen als von Brüdern?

Zwei ähnliche Predigten einige Jahre zuvor

Am 19. September 1865 hielt Kliefoth eine Predigt auf der mecklenburgischen Pastoralkonferenz in der St. Marienkirche zu Wismar. Der Deutsch-Dänische Krieg war ein Jahr zuvor beendet worden. Die Predigt zu Matthäus 9, 35-38 „Die Ernte ist groß,...“ nimmt keinen Bezug auf den gerade beendeten Deutsch-Dänischen Krieg, an dem Mecklenburg auch nicht direkt beteiligt war, aber sie handelt von dem, was die Aufgabe der Pastoren in der Gesellschaft sei. Ganz wie später Martin Niemöller fragte Kliefoth, was Jesus wohl gepredigt hätte, wenn er 1865 durch die Städte und Dörfer Mecklenburgs gewandert wäre. Es hätte ihn auch da gejamert. Es waren keine reichen Jahre in Mecklenburg. Tausende zog es nach Nordamerika. Die sozialen Missstände in Hamburg und Berlin schrien zum Himmel. Kliefoth nahm die Pastoren bei ihrer Verantwortung: Ihr kennt die Schäden und ihr kennt die Sünden, „die das Mark unseres Lebens fressen“. Kliefoth sprach vom „ganzen unermesslichen Sündenelende“. Gott sieht dabei den Einzelnen an, und von da aus das Volk und die Menschheit. Welche Rolle solle die Kirche bei der Heilung der Zeit spielen?

Drei Wege gab es in der Geschichte nach Kliefoth, in der die Welt versuchte, von sich aus den Grundschaden zu heilen. Der erste Weg war der von Macht, Reichtum und stolzer Herrlichkeit. Der zweite Weg war der Versuch durch die „Schule der Weltweisheit“, der dritte aktuelle Weg sei der Versuch, das Heil durch eine bestimmte Staatsform zu erlangen. Mit diesen Mitteln trat „die Welt“ an die Kirche, und die Kirche ging diese Wege mit ihr, vergeblich. Man verspräche sich, allen

Jammer zu stillen durch Freiheit, Fortschritt, Verfassung und Vaterland. Der helfende „Same“ aber ist Gottes Wort und nicht die Politik.

Man könnte an dieser Stelle meinen, Kliefoth gehöre in die Ecke der weltfremden Verweigerer und damit der indirekten Stützen des status quo. Aber so ist es nicht: „Reichsherrlichkeit, Weltweisheit, Staatsleben, gewiss, sie sind gute Dinge und rechte Dinge und herrliche Dinge, sie haben ihre gute Stelle in dem Leben der Völker und in der geschichtlichen Entwicklung der Welt, sie sind aller menschlichen Bestrebungen wert.“ Aber sie heilen nicht den Grundschaten, „der tief in dem Herzen und Gewissen eines jeden ihrer einzelnen Glieder seinen Sitz hat“. Sie ersetzen nicht das heilsnotwendige Wort Gottes. Sünde und Schuld sind der Grundschaten, alles andere Übel erwächst daraus. Das Wort Gottes gilt diesem Grund von allem, dem Herzen und der Versöhnung eines jeden einzelnen Menschen in seinem Verhältnis zum Anderen. Darum ist es nicht die Aufgabe der Kirche, vaterländische Güter zu betrachten, gesellschaftliche Fragen zu lösen und zwischen Herr und Knecht zu schlichten.

Wir sind gewohnt, solch scheinbare Beschränkung auf den Seelenfrieden des Einzelnen abzutun als einen unverantwortlichen Rückzug ins Private. Kliefoth aber nimmt diesen Seelenfrieden des Einzelnen als den Kristallisationspunkt auch für das Große. „Die Sünden der Menschen werden zu Zuständen, und die Zustände werden zu Übeln, die dann die Menschen gefangen nehmen, und den Einen mit dem Andern fortreißen.“ Das Übel seiner Zeit war Kliefoth mitnichten gleichgültig. Aber man vermag nicht das Grundübel von oben her durch Macht, Weisheit und Gesellschaftstheorien zu heben. „Sündliche Zustände“ binden uns, gemeinsame Übel drücken uns. Aus Versöhnung und Buße erwächst das Gute. So bewirkt Gott Heil. Das heilende Evangelium rettet nicht nur den einzelnen Glaubenden, sondern ist auch der helfende Same über die konkrete Gemeinschaft der Glaubenden hinaus. Kliefoth hatte nie viel von pietistischen Zirkeln und Gruppen Auserwählter gehalten, umso mehr aber von Volkskirche.

Bezug auf einen Krieg aber nahm die Predigt am 1. Juli 1866, gehalten im Dom zu Schwerin am Buß- und Betttag vor der Ernte. Nun war es der Deutsche Krieg, der dem Deutsch-Dänischen Krieg folgte. Dieser innerdeutsche Krieg wird bis heute in den Schulen nur wenig besprochen, dabei waren weit mehr als eine Millionen Soldaten beteiligt und es gab Zehntausende Tote und Verwundete. Die entscheidende Schlacht von Königgrätz fand statt am Dienstag nach dem Buß- und Betttag vor der Ernte, an dem Kliefoth seine Predigt hielt. Der Krieg reichte bis an die Grenzen Mecklenburgs. Predigttext war die vierte Bitte des Vaterunsers.

Die Bitte um das tägliche Brot sei in jener Situation nicht zu trennen von der ihr folgenden Bitte um Vergebung, lesen wir. „Wir friedegewöhntes und frieeverwöhntes Geschlecht wissen gar nicht mehr, was das sagen will: Krieg.“ „Ihr seht es aus allen Tagesblättern; sie reden alle vom Krieg, als wäre er eine Erlustigung für die, die ihn schlagen, und eine Unterhaltung für die, die davon hören.“ Kliefoth aber sah im Krieg das Töten und Schaden. Es geht um das Seelenheil eines jeden. Kliefoth wollte keine Betrachtungen anstellen über Recht und Unrecht dieses Krieges. Die Kirche hat eine andere Perspektive als politische

Machterwägungen. Gottes Sicht ist eine völlig andere als die der preußischen, österreichischen und italienischen Regierungen. Gott geht es um jeden einzelnen Menschen. Seine Heilsgeschichte ist etwas grundsätzlich anderes als die Expansionspläne Bismarcks oder die gefährlichen Ideen der Nationalisten.

Was aber dann in der Predigt folgt, mögen wir dennoch nicht hören. Kliefoth predigte davon, dass auch der von Menschen verursachte Krieg eine Schickung Gottes sei. Was aber will Gott mit einem Krieg bewirken? Kliefoth erinnerte an das Alte Testament. Darin klingt die Botschaft klar und eindeutig: Krieg fällt zwischen die Völker wegen der Sünde der Menschen. Kliefoth war weit davon entfernt, diese „Kriegsursache“ den Feinden in die Schuhe zu schieben. „Eine Heimsuchung ist der Krieg und ein Gericht“, „wenn sie allzu weit und allzu lange weichen von Seinem Wort“. Wenn Einzelgerichte nicht mehr helfen und die Sünde nicht mehr nur die Sache von Einzelnen bleibt, sondern so um sich greift, dass sie Völker erfasst, sei Krieg unvermeidlich. Wenn „die Völker des Fortschritts“ sich zum Beispiel überheben, dann wirft der Krieg sie zurück, damit sie lernen, zum Laufen helfe nicht das Schnellsein. Wenn man sich zu sehr verlässt auf seinen Reichtum, verliert man ihn. Wenn man im Wohlstand ungenügsam wird, „unersättlich, unzählbar, ungeduldig, unruhig“, dann kommt der Krieg und nimmt ihnen, was sie haben. Egoismus ist die Ursache von Krieg. Krieg ist weder Unterhaltung noch „Großtat menschlicher Kraft“ oder Weg und Mittel zu Glück und Gut und Macht und Ehre. Er ist eine Zuchtrute Gottes. Kliefoth dachte nicht an politische Ränke, als vielmehr an eine „Volksschuld“. Die Jagd nach Geld und Gut und Selbstvermessenhaft seien der Ursprung des Übels geworden. Damit dürfte Kliefoth sehr nahe an den Absichten der alttestamentarischen Chroniken und Propheten liegen. Vielleicht machen wir uns das Verständnis dieser Berichte und prophetischer Redeweise selbst schwer, wenn wir sie mit der Brille Hegelscher Vogelschau sehen oder Gott mit einem moralischen Gerichtsvollzieher verwechseln, dem wir dann mit Recht Unverhältnismäßigkeit vorwerfen könnten. Denn so hatte auch Kliefoth es mit seiner Predigt nicht gemeint. Gott ginge es vielmehr darum, die Menschheit davon abzuhalten, Schlimmeres hervorzurufen.

1866 blieb der Krieg noch einmal vor den Türen Mecklenburgs. Das Land hatte keine eigenen Truppen in eine Schlacht schicken müssen und sich ohne Begeisterung an die Seite Preußens gestellt. Aus dem lockeren Deutschen Bund wurde der verbindlichere Norddeutsche Bund.

Für die Beurteilung dieser beiden Predigten ist der sehr grundsätzliche theologische Einwand Kliefoths entscheidend. Kliefoth bestimmte das Verhältnis von Einzelnen und Gesellschaft anders als in seiner Zeit üblich. Die von ihm genannten drei Versuchungen der Kirche waren allgegenwärtig und hatten eines gemeinsam: Sie ordneten den Einzelnen unter und ein. Der Einzelne war einerseits Teil eines Ganzen, des Fortschritts, der Entwicklung, eines Volkes und so fort, andererseits diesen Einheiten gegenüber „Individuum“, vereinzelt. Im Individuum spiegelte sich das Ganze, er musste darin seine Identifikation als Deutscher, Arbeiter oder Beamter suchen. Objekt und Subjekt gaben das Grundmuster der Philosophie ab. Kliefoth aber sah den Einzelnen in seinem konkreten Verhältnis zu Gott und dem

Nächsten, - in Sünde und Schuld als Grundschaten. Heil und Heilung der Gesellschaft erwachsen aus der Buße. Das entspricht der Botschaft Jesu, die ebenfalls auf den so bestimmten Einzelnen, auf die Person in seinem Verhältnis zu Gott und seinem Nächsten zielt. Die große Friedensbotschaft Jesu richtet sich als Seligpreisungen an Personen in ihrem Verhältnis zum Anderen.

Dogmatisch entspricht das dem Grundmuster der weithin verkannten Dogmatik von Friedrich Adolph Philippi, der in Rostock lehrte. Philippi bestimmte als Grundparadigma der christlichen Glaubenslehre eben dieses Verhältnis des Einzelnen zu seinem Nächsten und zu Gott. Dieses Verhältnis besteht nach ihm nicht in einer Theorie, sondern in der gelebten Liebe. Kliefoth und Philippi sind somit wie Sören Kierkegaard als Vorläufer der Gruppe von Denkern zu sehen, die im 20. Jahrhundert die dialogische Situation der Menschen lernten ernst zu nehmen und die Gefährlichkeit eines philosophischen Monismus mit seiner sachlichen Dialektik und des Dualismus herausstellten. Zu nennen sind da vor allem Franz Rosenzweig, Martin Buber, Eugen Rosenstock-Huessy, Hannah Arendt und Emmanuel Levinas, nicht von ungefähr, wie schon Philippi und Kliefoths Lehrer August Neander, von Haus aus Juden.

Im 19. Jahrhundert und darüber hinaus ordnete man Theodor Kliefoth und F. A. Philippi ein als lutherische Repristinaton und verkannte damit ihre eigentliche Botschaft. Man konnte in ihren Werken nichts Neues entdecken, weil man völlig im Muster gefangen war, das Kliefoth mit den drei erwähnten Stichworten treffend charakterisierte. Man war noch fast ein Jahrhundert von der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte entfernt. Das „Heil“ des Volkes erschien wichtiger als der Einzelne. Man begriff Geschichte und ihr Ziel als etwas Gewaltiges und Großes, vor dem der Einzelne nahezu unwichtig wurde und fand in den Kriegen Helden, nicht aber Gottes Zorn, Gericht und Zuchtrute. Die Soldaten „fielen“ als „Opfer“ auf dem Feld der Ehre für ihr Vaterland oder später andernorts für die kommunistische Sache. Man suchte das Heil in Theorien und eschatologischen Staatsideen, betrachtete die Geschichte von diesem erfundenen Ende her und drängte sie mit Gewalt dorthin. Sogar die Familie war nur noch eine „Zelle“ der bedeutenderen Gesellschaft¹¹. Kliefoth wies dem gegenüber nicht nur einfach auf den „Wert“ des „Einzelnen“. In seiner Perspektive kann man überhaupt nicht zählen und rechnen mit Personen. Der Mensch ist auch nicht gegenüber einer Masse vereinzelt, noch ist er Atom (Individuum) einer größeren Einheit. Er ist ein konkretes Wesen mit einem Namen. Er ist Bild Gottes und nicht „sachlich“ zu betrachten. Heilsgeschichte ist nicht eine Frage der globalen Spekulation, sondern eine Frage des göttlichen Gerichtes, der Vergebung und Versöhnung entsprechend dem Doppelgebot der Liebe.

¹¹ Um welchen Paradigmenwechsel es geht, mag an der Mathematik beispielhaft deutlich werden. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts galt unangefochten der Satz Euklids, nach dem das Ganze immer größer sei als die Teile einer Menge. Erst Georg Cantor revidierte diese Ansicht mit seiner (Wieder-)Entdeckung des aktual Unendlichen, wie schon Augustinus es aus theologischen Beweggründen gesehen hatte. Siehe dazu Christian Tapp: Kardinalität und Kardinäle, München 2005. In Bezug auf Mensch und Gesellschaft hat diesen Paradigmenwechsel philosophisch E. Levinas entfaltet. Um es verkürzt zu sagen: Niemand ist nur ein Teil einer größeren Menge oder Einheit, die größer wäre als er selbst. In jedem Menschen liegt eine ihm eigene Unendlichkeit.

Eine ungewöhnliche und unbequeme Predigt

Kliefoth sprach in seiner Predigt am Neujahrstag 1871 davon, wohin es führen kann, wenn die Forderungen der Sieger unangemessen sind und ein Volk sich im Hochmut übt, sich über andere stellen will. Darin allein war es eine erschreckend klare prophetische Predigt. Nationalstolz kann sich auf diese Predigt nicht berufen. Wollte man mit historischen Beispielen die Warnungen Kliefoths illustrieren, erzählt sich die Geschichte der Weltkriege des 20. Jahrhunderts wie von selbst. Es war der Auslöser des Ersten Weltkrieges, dass man imperialistisch und nationalistisch dachte. Völker sollten einander beherrschen, internationale Politik war Machtpolitik der Interessen gegeneinander. „Jeder Franzos ein Stoß, jeder Britt ein Tritt, jeder Russ ein Schuss“ sagte der Volksmund. Der Vertrag von Versailles nach dem Ersten Weltkrieg war so geartet, dass Kriegspropagandisten leichtes Spiel hatten, den begonnenen Weltkonflikt neu anzufachen. Und der Nationalsozialismus war dem Muster des lutherisch-theologischen Denkens Kliefoths nach schon im Ansatz das stolze, gefährliche und törichte Beharren auf Sünde. Aber auch der kommunistische Internationalismus hätte nicht auf Kliefoths Gegenliebe stoßen können, denn auch er trachtete nach Interessen und Herrschaft über andere. Er lehrte nicht, sondern agitierte und überzeugte. Er glaubte an den „Neuen Menschen“, der des Bösen nicht mehr fähig sein würde. Das ist im Muster des Denkens von Kliefoth Blindheit gegenüber der eigenen Sünde. Es war mehr als bloße Repristination, dass er nach der CA auf dem Artikel über die Erbsünde gegen den Strom seiner Zeit energisch beharrte.

In der Theologie auch der meisten konservativen Lutheraner stand Kliefoth auf ziemlich verlassenen Posten im 19. Jahrhundert. Den Aufschwung der Kirchlichkeit im 19. Jahrhundert nach der Aufklärung verbindet man mit dem erwachenden Nationalismus und dem Erstarken des Pietismus, beides Strömungen, denen Kliefoth sich grundsätzlich verschloss. Auch dem Liberalismus stand er ablehnend gegenüber, den Idealismus Hegels wies er zurück. Seine theologischen Gegenspieler von Hofmann und Baumgarten waren überzeugte Nationalisten. Die idealistische Philosophie war sicher weder die Ursache des Nationalsozialismus, noch des Kommunismus, man kann ihr das Entstehen dieser Ideologien nicht einfach in die Schuhe schieben. Aber sie sind dennoch Früchte, die sich auch aus dieser Quelle Nahrung gesucht haben. Auch spekulative Theologie versuchte, Heilsgeschichte als einen Plan Gottes mit den Völkern darzustellen. Geschichte wurde betrachtet als ein Wettringen der Völker. Die Idee des Fortschritts gab der Entwicklung der Kenntnisse und Fähigkeiten des Menschen eine optimistische Ausrichtung: Neu sei besser, Rückschritt dagegen moralisch verwerflich. Die Äußere Mission des 19. Jahrhunderts war untrennbar mit dem Aufzwingen der „höheren“ westeuropäischen Kultur des Zeitalters der Industrialisierung verknüpft. Kaum jemand kam auch nur auf den Gedanken, dass Kolonisation etwas Unrechtes sei. Im Gegenteil, Deutschland sah sich in vollem moralischen Recht, auf diesem Gebiet aufzuholen. Selbst in der sozialistischen Schule lernte ich, dass es der Fortschritt schlechthin für Italien und Deutschland war, dass sie sich zu Nationen

vereinigten. Die moralische Begründung dafür in meiner Kindheit war der Fortschritt der Wirtschaftsordnung. Kleinstaaterei war Hemmschuh gegenüber der Entwicklung. Vielfalt war kein Wert, der irgendwie von Bedeutung gewesen wäre. Die spekulative Geschichtsphilosophie und auch die spekulative Theologie betrachteten die Welt als eine Entwicklung mit einem Ziel, einem Ende. Und wie bei dem aristotelischen Telos wurde diese Ansicht auch zu einem der Hauptmotoren der Entwicklung, eine sich selbst erfüllende Prophetie. Wir sehen heute mehr als deutlich die Gefahren, die mit ungehemmtem „Fortschritt“ verbunden sind: Wir können nicht nur einzelne Völker oder Menschengruppen vernichten, sondern die Menschheit. Wir können die Erde regelrecht verbrauchen, so dass die Zukunft unseres bewohnbaren Planeten gefährdet ist. Wir können Interessen soweit gegeneinander ausspielen, dass in manchen Ländern bereits jetzt Regieren unmöglich erscheint wie in Haiti oder Somalia. Wir haben uns daran gewöhnt, dass die Dialektik Hegels als eine Art Naturgesetz der Gesellschaft empfunden wird. Wie bei einem Uhrpendel schlägt die Entwicklung von einem Extrem zum anderen. Kliefoth schrieb dies der Sünde zu und sprach sich dagegen dafür aus, dass Entwicklung gleichmäßig vonstatten gehen solle, still, wie er sagte.

Zurück zur Situation 1871. Der erste Skandal war, dass in dieser Predigt das Wort „deutsch“ fehlt. Wenn er von „wir“ sprach, könnten damit ebenso die Mecklenburger, als auch der Norddeutsche Bund mit Preußen und Süddeutschland gemeint sein. Wir vermissen jede Form von Heldenverehrung. Keine nationale Begeisterung ist zu spüren. Er erwähnte nicht den ruhmreichen Anteil des Großherzogs an dem Feldzug. Er sprach von Tod und Gewalt. Wo andere von Gottes Führung träumten, sprach er von Gottes Zorn und Strafhandeln. Er redete von den Franzosen selbstverständlich als von Brüdern. Das, was dann in der Öffentlichkeit als Heldentum beschrieben wurde, galt ihm als Verrohung und Gefahr.

Kliefoth beging mit dieser Predigt die Ursünde im Sinne des Zeitgeistes: Er verweigerte sich dem Strom der Geschichte. Denn man machte damals Geschichte. Hatte der Historismus die Rolle der Persönlichkeiten in der Geschichte herausgestellt, schrieb Bismarck seine vielgelesenen Memoiren, um zu zeigen, wie er Geschichte gegen andere gemacht hatte. Den großen Hauptströmungen der Theologie, Pietismus und Liberalismus, verweigerte sich Kliefoth ebenso wie den Strömungen nach Glorifizierung der Nation oder einem nivellierenden Antinationalismus. Sein Theologie wird in Theologiegeschichtsbüchern gern als Repristinatio abgetan. Dieses Urteil, wonach jemand versucht hätte, etwas schon längst Totes wiederzubegeben, ist selbst einem Muster verpflichtet, das den Fortschritt für das höchste Gut hält. Wir sehen nach der Geschichte des 20. Jahrhunderts, dass so ein Urteil in Bezug auf Kliefoth völlig an der Sache vorbeigeht. Die Predigt zeigt immense prophetische Kraft, und zwar weder als Unheils- noch als Fortschrittsprophetie, sondern sie war im biblischen Sinn prophetisch. Die Theologie Kliefoths war auch nicht konservativ, denn sie hielt nicht an etwas Altem fest. Auch diese Beurteilung gehört ja zu dem Muster „Fortschritt“. Sicher knüpfte er an Luther, den Kirchenvätern und nicht zuletzt

natürlich am Wort Gottes nach der Schrift an. Aber gerade dies zeigte ihm ein anderes Muster auf, die Geschichte zu betrachten. Verbesserung kann nur bedeuten, die Sünde, das ist das Verhängnisvolle und Böse, immer aufs Neue einzudämmen. Er hielt nicht technische Errungenschaften und menschliche Fähigkeiten schon für etwas Gutes an sich. Segen muss bewahrt werden, er kann sich jederzeit in Fluch umkehren. Jede Gottesgabe kann verdorben werden. Kliefoth würde nicht auf die Bahn der Amsih people geraten, die einfach die Entwicklung anhalten wollen, sie verleugnen oder verteufeln. Er ignorierte auch nicht die Entwicklung der Menschheit, wie es Sekten tun, die sich in einer frommen Ecke einnisten und sich vor allem nur um sich selbst kümmern wollen oder Mission als Vereinnahmung verstehen. Kirche ist nach Kliefoth so alt wie die Schöpfung, - der Acker des Gotteswortes ist ihm die Welt, der Kosmos, wie Matthäus 13 ausdrücklich sagt. Was jeweils als fortschrittlich, zukunftsweisend, konservativ oder erstarrend gedeutet wurde, sollte im 20. Jahrhundert bis heute hin noch oft neu gesehen werden. Der Nationalsozialismus wurde wie die politische „Linke“ lange als Moderne empfunden. Die Bekennende Kirche galt dagegen als Klub der Konservativen. Dann wieder waren es kommunistischen Funktionäre, die zwar von Revolution sprachen, aber jede Veränderung ängstlich im Keim erstickten. Liberalität bremste ebenso, wie sie Veränderungen ermöglichte. Die „Grünen“ bauen an Alternativen, indem sie den ungehemmten Fortschritt bremsen wollen und vor bestimmten Entwicklungen warnen. Das Festhalten und Behaupten von ewigen Werten ist eine ebenso zweischneidige Sache, weil auch diese sich in Wahrheit mit ihren Kontexten zwangsläufig verändern. Es gibt keine absoluten, festschreibbaren Werte im Sinne eines Gesetzbuches, so sehr sich das manche auch wünschen mögen. Aber auch Veränderungen und Entwicklungen folgen keinem einfachen vorhersehbaren Muster. Und was in all dem ist die Kirche, die „so alt wie die Menschheit“ ist, das „Reich Gottes in der Zeit“? Sie ist nach Kliefoth weder progressiv noch konservativ. Mit ihr tritt Gott als Mittel ein, damit aus Segen nicht Fluch wird und der Mensch vor sich selbst behütet werden kann. Sie soll trösten und ermahnen, Gewissen heilen und schärfen.

Der gerechte Krieg und der Frieden

Kliefoth war weder Pazifist noch Anarchist. In der Predigt wird es klar gesagt, was er als Alternative ansah: Das Recht. Pazifist war er nicht, denn er hielt sich auch in diesem Punkt an die Augsburger Konfession, die von der Berechtigung eines gerechten Krieges sprach. Doch wann ist ein Krieg gerecht? Der Rahmen war für Kliefoth klar abgesteckt dadurch, dass er die Völker als Geschwister ansah. Wann ein Krieg gerecht ist oder nicht, entscheidet ein Völkerrecht. Und das Maß dieses Rechtes ist nicht das Abstecken von Interessen gegeneinander, sondern für dieses Recht gelten die gleichen Forderungen, die für Moral überhaupt gelten. Kliefoth war darum auch kein Anarchist im Sinne des Chaos, denn seine Forderung galt einer umfassenden Rechtsordnung. König aller ist Gott, und er soll als solcher auch anerkannt werden. Und diese Form der Herrschaft ist das gerade Gegenteil von

Imperialismus. Sie gibt Recht und beansprucht es nicht gegen andere. Der Frieden, der Kliefoth nach dieser Predigt vorschwebte, ist international und national zugleich.

Wenn nun aber im Sinne des Völkerrechtes und um Menschenleben zu retten, Bösem zu wehren und darum Kriege geführt werden müssen? Wird dann das Töten gut und zur Heldentat? Nach der Predigt lässt sich im Krieg nicht vermeiden, was uns eigentlich untersagt ist: „töten, schaden und nehmen“. Die Wirkungen solchen Handelns auf die Soldaten selbst aber ist gefährlich: Es drohen Verhärtung des Gemütes, Abstumpfung des Herzens und das Brechen der Zucht. „Verwilderung der Sitten“ nannte Kliefoth diese Gefahr. Gott muss hier ins Mittel treten. Das Gewissen dieser Soldaten muss wieder geheilt werden. Das entspricht der altkirchlichen Regelung, dass auch Soldaten, die im Auftrag der (christlichen) Regierung töten mussten, der Buße bedürfen. So eine Einstellung wirkt sich auf das Kriegshandeln eminent aus. Der Mensch ist ja in großer Gefahr, wenn er sich gezwungen sieht, Gebote brechen zu müssen. Er wird Opfer dieser Gefahr, wenn er zu glauben beginnt, diese Gebote würden durch diese oder jene Situation unwirksam oder würden außer Kraft treten. Das ist das Geheimnis der Forderung Jesu, auch seine Feinde zu lieben. Sie ist der stärkste denkbarste Impuls für den Frieden, weil er nicht nur dem Feind Recht zubilligt, sondern weil diese Forderung beständige Kritik gegenüber dem eigenen Befehlshaber einfordert. Ein Soldat muss seinen Befehlen gehorchen, - darf es aber nicht, wenn es dem allgemeinen Völkerrecht widerspricht. Er ist als Soldat einer Demokratie darüber hinaus verpflichtet, auch seine Stimme zu erheben, wenn er sieht, dass der Befehl gegen die Rechte des Gegners verstößt über das konkrete Ziel der Gewalt hinaus. Nur so ist Frieden möglich, wenn das Recht jedes Einzelnen Beachtung erfährt. Gewalt ist auch im Krieg immer eine nur geduldete und einzig für den konkreten Bezug befohlene Ausnahme.

Der Ertrag des Verkaufes der Predigt Kliefoths damals war bestimmt für die Kriegswitwen und Soldatenmütter, die „Familien der im Felde stehenden Mecklenburger“. Sie waren auch der Adressat der Neujahrspredigt. Sie waren eine ganz andere gesellschaftliche Stimme als die der Befehlshaber, sie mussten Sorge haben, dass die Heimgekehrten das nun für heldenhaft hielten, was nur bittere Notwendigkeit war, - töten, schaden und nehmen. In der Rückschau sehen wir mehr als deutlich, - es war nicht einmal dies. Der Krieg war für keine der beiden Seiten irgendwie „notwendig“. Bevor Frankreich und Deutschland zu guten Nachbarn wurden, wurde noch unermesslich viel sinnloser Blutzoll gezahlt.

Gibt es so etwas wie eine Häresie der Politik oder Philosophie? Das würde voraussetzen, dass es eine politische, bzw. philosophische Theologie geben könnte. Die Irrwege der vergangenen Jahrhunderte warnen davor, eine solche zu behaupten. Andererseits müssen wir uns der Tatsache stellen, dass die Irrwege der Politik und Philosophie theologische Dimensionen haben. Die Weichen für das Handeln werden im Willen des Menschen gestellt. Was die Mehrheit der Menschen denkt und glaubt, ist entscheidend für das Handeln einer Gesellschaft. Es sind nicht nur Professoren und Prediger, die das Volk lenken, sondern Medien unterschiedlichster

Art: Kunst, Zeitung, Filme und Modetrends. Aber all dies wird von Menschen gestaltet, die etwas erkennen, für richtig oder spannend halten, die ein Gewissen haben und das anderer zum Beispiel durch bewusstes oder unbewusstes Erziehen prägen. Die Verantwortung der „Denker“ in einer Gesellschaft ist darum immens, und für sie lassen sich keine Schutzwälle aufrichten. Wir sprechen nicht umsonst beim Sündenbekenntnis von der Sünde in „Gedanken, Wort und Werk“. Das Denken braucht Freiraum, mit Verboten ist nicht viel getan. Wir müssen fortlaufend auch Tabus brechen können, sonst bleiben wir in ein und demselben Paradigma verhaftet, erstarren und werden blind gegenüber der Vielfalt der Schöpfung und ihrer Menschen und vor allem sich selbst gegenüber. Der Mensch muss vor sich selbst als Sünder geschützt und behütet werden, wie Kliefoth es in seiner Predigt sagt. Globalisierung und Umweltzerstörung zeigen uns die Ausmaße dieser Aufgabe. „Entwicklung“ und „Fortschritt“, die möglichen und notwendigen Veränderungen der Menschheit, verlangen von uns, eine Theologie der „Heilsgeschichte“ zu entwickeln, die der Realität dieser Veränderungen gerecht wird. Wir entwickeln diese Seite der Theologie nach Kliefoth aus der Tatsache der Menschwerdung Gottes, indem wir durch das Wort des lebendigen Gottes entdecken, was Gott uns zu sagen hat. Die Aufgabe der Verkündigung ist durch Kliefoth in dieser Predigt benannt. Sie soll sich, das Gewissen bildend und bewahrend, heilend zwischen den Menschen und seine Sünde stellen. Sünde verdirbt die Entwicklung des Menschen aus sich selbst. Glaube, Liebe und Hoffnung dagegen verhindern das Verderben. Sie stellen den Einzelnen in den Kontext der Gemeinschaft mit Gott und Mensch. Wirklicher Friede ist darum nur möglich, wenn Versöhnung hinzutritt.

Es geht um weit mehr, als nur um bestimmte Werte festzuhalten und einzuklagen. Es gibt nicht nur das Gewissen des Einzelnen, sondern auch ein öffentliches Gewissen. Wie sich ein Mensch verhält, ist weithin bestimmt durch die Kultur, in der er sich bewegt. Die Kultur muss von daher genauso das Feld der Verkündigung sein, der Acker für das Wort Gottes wie die Seele des Einzelnen. Dabei sind wir als Kirche nicht Richter über unsere Zeit, sondern einzigartiger Raum der Begegnung, in der die Völker zu Gott sprechen, eine Sprache im Gegenüber zu Gott finden und lernen, auf ihn zu hören und darüber nachsinnen, wie dieses Wort Gottes anzunehmen ist. Wenn man im 19. Jahrhundert „Volk“ sagte, dachte man an den Nationalstaat. Die Nationalstaaten sind aber mehr oder weniger eine vorübergehende Erscheinung in der Geschichte, Marksteine auf dem Weg zur allgemeinen Verantwortung aller Menschen. Kliefoth sprach diese Vergänglichkeit der Völker auf Erden an und erwartete zugleich in seiner Eschatologie, dass die Völker im Himmlischen Jerusalem wohl beieinander wären. Er sprach in seinen Schriften wie andere damals auch vom „Volksgeist“, wie man später dann vom Zeitgeist sprach. Man hatte begriffen, dass die Kultur eines Volkes etwas von dem ist, worin der Einzelne Identifikation finden kann, in dem man zu dem geworden ist, wer man ist. Nach dem Ersten Weltkrieg und im Zuge der weltweit wachsenden Migration wurde offenbar, dass die Menschheit nur begrenzt in nationalstaatlichen Inseln leben kann. Aber auch unabhängig davon bleibt es bestimmend für die

Identifikation, die Individualität, dass Menschen in verschiedenen Gruppen und Zusammenhängen, „Kulturen“ und Interessengemeinschaften leben und sich darin bewegen. Es ist ein katastrophaler Irrweg und gefährliche Engführung, wenn man heute in vielen kirchlichen Gemeinschaften glaubt, Erlösung bedeute, Menschen in bestimmte kirchliche Gemeinschaften hinein zu drängen. Kirche muss öffentlich bleiben, sonst würde sie zu einer Gruppe unter anderen, ihre Verkündigung verkäme zur bloßen Meinung und der Glaube zu einer Ansicht, zu einer Weltanschauung. Damit würde, um analog zum Gleichnis Jesu zu sprechen, der gute Same des Gotteswortes in ein abgezauntes Gebiet gesperrt und könnte seine Frucht nicht streuen.

Die Friedensmission der Kirche besteht nicht darin, den Moralapostel in den Gesellschaften der Erde zu spielen, der alles besser wüsste und das Gesetz Gottes der Menschheit verordnet, wie ein alter Apotheker auf seine uralten Rezepte schwört. Auch die moralische und geistliche Pharmazie entwickelt sich ständig, und was gestern noch als absolut sicher und richtig galt, ist heute überholt und evtl. sogar falsch.¹² Es gibt unerwünschte Nebenwirkungen, und auch fundamentale Erkenntnisse beruhen auf Irrtümern. Aber es gilt zu heilen. Das ist unser Stiftungsauftrag als Kirche. Es gilt wie Theodor Kliefoth die unpopuläre Aufgabe wahrzunehmen und bei der bitteren Wahrheit zu bleiben. Wunden müssen aufgedeckt und gereinigt werden, um zu Narben verheilen zu können. Böses darf nicht als gut verklärt werden, weil es Gutes bewirkt habe. Böses wird nicht durch gute Zwecke geheiligt.

Das höchste Gut und tiefste Fundament der Gesellschaft ist das gemeinsam akzeptierte Recht. Es ersetzt nicht die Moral, aber führt dorthin und stärkt sie, weil es durch Achtung und Respekt der Menschen gegeneinander getragen ist. Das Recht ist noch nicht der Friede, aber es gehört unabdingbar hinzu.

Die Entwicklung des Menschen aus sich selbst heraus ist etwas anderes als gottloses Selbstbehaupten. Der Mensch ist Gottes Schöpfung und Bild. Und zu dieser Entwicklung gehört auch der Fortschritt der Erkenntnis. Aber soweit sie von Sünde korrumpiert ist, ist sie zugleich Gefahr. So brauchen wir als Kirche, die nach Kliefoth so alt wie die Schöpfung ist, auch Gottes Wort, um zu einer stilleren und stetigen, friedvollen Entwicklung zu gelangen, in der wir ein friedliches und gottgefälliges Dasein führen können, wie wir es in den Gottesdiensten erbitten. Die Entwicklung muss und kann nicht zu einem Himmel auf Erden führen. Kliefoth hatte in seinen eschatologischen Überlegungen stets darauf verwiesen, dass wir als Menschen das Ziel der Geschichte weder in der Hand haben, noch irgendwie berechnen könnten. Wir leben in einer Zeit, in der sich das Wort Gottes zwar verbreitet und überall zur Wirkung kommen kann, aber wir basteln nicht an einer Endlösung. Entwicklung sollte dazu führen, dass wir eine gemeinsame Zukunft aller Gotteskinder ermöglichen.

¹²Dieses Verhältnis des immer gleichen Gotteswortes beschreibt Kliefoth immer wieder in seinen Schriften. Man dürfe es nicht, wie von Hofmann meinte, „neu“ im Sinne von anders sagen. Man kann aber den ursprünglichen Sinn nur dann bewahren, wenn wir im rechten Sinn historisch-kritisch uns bewusst machen, in welchem veränderten Sprachkontext dieses Wort zu sagen ist.

Im Jahre 1871 freilich liefen die Dinge anders. Am 18. Januar wurde, wieder auf Betreiben Bismarcks, König Wilhelm I. von Preußen in Versailles mitten im Krieg zum Deutschen Kaiser ausgerufen. Der Tag von Sedan wurde somit das Symbol der Deutschen Einheit. Auch in Mecklenburg wurde natürlich gefeiert, aus dem Kleinstaat war ein Bundesstaat des Deutschen Kaiserreichs geworden. Nationalismus und Überheblichkeit gegenüber den anderen europäischen Mächten gehörten zum guten Ton. Es ging nun um eine hervorragende Stellung in der Weltgeschichte, die Deutschland erstrebte. Von den Dingen, die Kliefoth in seiner Predigt zu bedenken gab, war keine Rede. Das Nehmen, Schaden und Töten des Krieges wurde als Heldentum verklärt und gerechtfertigt. Die Sitten des einzelnen Soldaten werden sich verschieden nach dem Krieg gestaltet haben, aber es wurde öffentlich und propagandistisch ein Verhalten gefördert, dass sich ein halbes Jahrhundert später in einer allgemeinen Kriegsbegeisterung niederschlug und sich in bitteres Erwachen angesichts der Realität dieses Weltkrieges wendete. Verdun folgte Sedan. Und dieser Erste Weltkrieg fand im Zweiten eine Fortsetzung, die von Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit derart geprägt war, dass die Rede von der Verrohung der Sitten zu harmlos erscheint. Der Mord an vielen Millionen auch völlig unschuldiger Menschen war befohlen und der Jugend übelstes Verhalten gelehrt worden. Die Aufarbeitung und Versöhnung dieser weltweiten Katastrophe ist noch lange nicht abgeschlossen. Angesichts des 20. Jahrhunderts und auch gegenwärtiger Konflikte, die immer weniger als Kriege denn als Bürgerkriege zu bezeichnen sind, können wir erschrecken und erstaunen ob der Weitsichtigkeit und Klarheit der Kliefothschen Predigt von 1871. Kliefoth hatte die Zeichen der Zeit besser verstanden, als die, die zum Beispiel Piechowski zeitgemäß erschienen.

Freilich sind wir an einem Punkt von Kliefoths Argumentation ins Stocken gekommen: Niemand wagt wohl mehr ernsthaft, die Leiden der Kriege als Ausdruck von Gottes Zorn zu sehen. Aber die Folgen der menschlichen Sünde sind es allemal, und die Tore der Hölle haben mehr als einmal aufgestanden.

Theodor Kliefoth stand mit seiner Predigt am Januartag 1871 auf einsamer Flur. Aber es gab auch die andere Reihe, in der wir ihn sehen können. Die *Confessio Augustana* sprach in ihrem Artikel XVI davon, dass „*jure bellare*“ erlaubt sei. Das greift tiefer als nur im Moment des Kriegsbeginns im Recht zu sein. Erasmus von Rotterdam und Immanuel Kant hatten ebenfalls auf eine Unterordnung des Krieges unter das Recht plädiert. 1873 begründete Johann Caspar Bluntschi (1808 – 1881) in Genf das „Institut de droit international“. Dennoch war es noch ein weiter Weg bis Amsterdam 1948, als die Kirchen sich endlich auf den einfachen Satz einigen konnten: „Krieg ist wider Gottes Willen.“ Justus Jonas (1493 – 1555) hatte die lateinische Formulierung der CA wiedergegeben, mit dem Gedanken, dass Kriege nur um des gemeinsamen Friedens willen erlaubt seien. Man darf zudem nicht den Gedanken des „gerechten Krieges“, wie ihn die katholische Kirche auch vertrat, aus den historischen Zusammenhängen reißen oder ihn wie ein apodiktisches Gottesgebot nehmen. Es handelte sich zudem um eine Einschränkung des Rechtes

der Gewaltanwendung eines Staates gegen einen anderen, nicht um die Aufforderung, dann unbedingt zum Mittel des Krieges zu greifen.

War einst ein Gleichgewicht von Macht und Recht entscheidend, sprach man im 19. Jahrhundert vom Gleichgewicht der nationalen Kräfte. Heute sind es die Menschenrechte, auf die man das Recht international stellen möchte. Auch die Bedeutung des Wortes „Krieg“ hat sich fundamental geändert. Von der Fehde bis zum modernen Krieg, der im Deutsch-Französischen Krieg ansetzt, gab es eine lange Entwicklung. Der bewaffnete Streit unter Fürsten war etwas anderes, als der Befehl, eine Atombombe abzuwerfen. Geblieben ist, was Kliefoth in der Predigt auf drei Worte brachte: Töten, Schaden und Nehmen. Leben, Recht (Freiheit) und Eigentum sind auch heute die Dimensionen, in die öffentliche Gewalt einbricht. Sie dürfen nur zum Schutz eben dieser Bereiche gebrochen werden. Damit ist öffentliche Gewalt immer in einem Dilemma, weil so motivierte Gewalt ein Widerspruch in sich selbst ist. Wir kennen die Debatten bei Flugzeugentführungen oder in Bezug auf Einschränkungen des Rechtes wegen Terrorismusgefahr zur Genüge. Die Berufung auf „innere Angelegenheiten“ eines Staates, hinter der sich Diktaturen gern verschanzen, ist vergeblicher Versuch, rechtsfreie Räume zu beanspruchen, in denen man ungestraft universale Rechte des Einzelnen oder von Gemeinschaften brechen darf. Der innere Widerspruch, in dem sich Gewalt „jure“ befindet, ist heilsam. Er stellt sich gegen Unangemessenheit, vor der Kliefoth in seiner Predigt warnte.

Es geht um das Heil des Menschen. Die Wege Gottes zu unserem Heil betrachtete Kliefoth auf zwei Ebenen. Zum einen straft Gott nach der Sünde, zum anderen kommt er ihr zuvor durch sein Versöhnungsangebot in Beichte und Absolution. Das zweite Mittel ist dem ersten immer vorzuziehen und ist auch um vieles wirksamer. Ohne dieses Mittel bliebe auch das erste wirkungslos. Um es in lutherischer Tradition zu sagen: Ohne Evangelium führt auch das Gesetz nur zum Tode. Diese Mittel sind uns in die Hände gegeben, das ist Wesen und Auftrag der Kirche. Die Entwicklung der menschlichen Kultur führt darauf hin, Strafe nur als Notmittel zu gebrauchen. Das wirksamere und heilsamere Mittel ist das der Einsicht und Versöhnung. Das Miteinander soll nicht nur von Toleranz, dem Ertragen des Anderen, sondern vom offenen, respektvollen Gegenüber getragen werden. Homiletik angesichts des Krieges muss dem Rechnung tragen. Kliefoths Predigt vom Neujahrstag des Kriegsjahres 1871 war seelsorgerlich. Sie klärte auf, tröstete und mahnte. Sie stellte das Ziel der Versöhnung, einer gemeinsamen Zukunft im Frieden, heraus.

Die zitierten Predigten von Theodor Kliefoth (bei der Mecklenburgischen Landesbibliothek digital abrufbar):

- Predigt am 19. September 1865 auf der mecklenburgischen Pastoralconferenz in der St. Marienkirche zu Wismar (Schwerin 1865)
- Predigt über Matth. 6,11.12. am 5. Sonntage nach Trinitatis 1866 als am Buß- und Bettage vor der Ernte im Dom zu Schwerin (Wismar, Rostock und Ludwigslust 1866)
- Predigt am Neujahrstag 1871 im Dom zu Schwerin (Schwerin 1871)

Literatur:

Günter Brakelmann: „Kirche und Krieg: Der Krieg 1870/71 und die Reichsgründung im Urteil des Protestantismus“ in: Kirche in Konflikten ihrer Zeit, München 1981

Alfred Döblin: November 1918, Romantetralogie, Berlin 1981

Martin Grahl: Verklärung. Die Konzeption der Heilsgeschichte bei Theodor Kliefoth, Dissertation, Rostock 2001 (mit Bibliographie der Werke Kliefoths)

Martin Grahl: Beichte und Absolution als Zentralanliegen der lutherischen Erneuerung bei Theodor Kliefoth im 19. Jahrhundert; in: Was heißt hier lutherisch, Hannover 2. Auflage 2005 S. 87-103

Martin Grahl: Christlich-Jüdischer Dialog, Riga 2009 (Russisch und Lettisch)

Günther Kehnscherper: Das Wesen der Kirche nach Kliefoth, Diss. Leipzig 1955

Stephen Kern: Der kubistische Krieg; in: Kultur und Geschichte S.319-361, Hrsg. Von Christoph Conrad und Martina Kessel, Stuttgart 1998

Paul Piechowski: Die Kriegspredigt von 1870/71; Diss. 1916 zu Königsberg, gedr. 1916 in Leipzig

Eugen Rosenstock-Huussy: Das Geheimnis der Universität, Stuttgart 1958

Eugen Rosenstock-Huussy: Friedensbedingungen der planetarischen Gesellschaft, Münster 2001

Stephan Strasser: Jenseits von Sein und Zeit. Eine Einführung in Emmanuel Levinas` Philosophie, Den Haag 1978 (mit Bibliographie der Werke von Levinas)